Aufbruch! – Was kommt nach den Eltern?

Übergänge gestalten

Anne Willeke



© Fotos (alle): Christian Clarke für bvkm

Einfache Sprache

Was passiert, wenn Menschen mit Behinderung erwachsen werden? Was passiert, wenn ihre Eltern älter werden? Auf diese Fragen gibt es viele Antworten. Die Antworten können aus verschiedenen Blickwinkeln ganz unterschiedlich sein. Die Bundesvertretung der Clubs und Gruppen im bvkm hat deshalb das Thema „Aufbruch“ zum Jahresthema gemacht. Eine Umfrage und verschiedene Online-Treffen zeigen: Welche Gefühle die Menschen haben. Welche Erfahrungen die Menschen machen und welche Tipps sie anderen Menschen geben können.

Angehörige pflegen und begleiten ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung häufig rund um die Uhr und tragen dabei eine enorme Verantwortung. Mit zunehmendem Alter der Eltern oder dem Wunsch der Menschen mit Behinderung nach mehr Autonomie entsteht eine Phase des Umbruchs, die oft von Unsicherheiten, Ängsten und vielen offenen Fragen begleitet wird. Die Auseinandersetzung mit den konkreten Themen wird gern aufgeschoben. Es ist ein emotionales Spannungsfeld: Eltern wissen, dass der Prozess irgendwann kommen wird und wünschen sich zum Teil auch Unterstützung und mehr Freiheit. Gleichzeitig fehlt vielen das Vertrauen, dass andere Menschen ihr Kind so gut und liebevoll versorgen können, wie sie selbst es tun. Ihr Kind soll verlässlich und individuell betreut und – gerade, wenn die Kommunikation eingeschränkt ist – verstanden werden.

Uns geht es bei diesem Thema aber nicht nur um die Frage nach dem Wohnen außerhalb des Elternhauses. Das Anliegen ist umfassender: Wie verändert sich die Beziehung, wenn das Kind woanders lebt? Wie kann man Familie bleiben, wenn auch nicht am selben Ort? Wie wollen Menschen – auch mit starken körperlichen Einschränkungen – für ihre „alten Eltern“ da sein? Mit unserem Jahresprojekt – geförderte von der BARMER – wollten wir den Fragen auf den Grund gehen und sowohl Menschen zu Wort kommen lassen, die noch am Anfang stehen, als auch Menschen, die schon viele Schritte gegangen sind.

Ein Zuhause, das zu mir passt

Wie möchten Menschen mit Behinderung wohnen, wenn sie das Elternhaus verlassen? Ihre Wünsche ähneln sich: möglichst viel Selbstbestimmung, Privatsphäre und zugleich Gemeinschaft, ein Zuhause, das zu ihnen passt. Im Kern geht es um Freiheit: selbst zu entscheiden, wann man schlafen geht, wie



man die Freizeit verbringt und wer einen unterstützt. Manche wünschen sich eine eigene Wohnung, andere eine Wohngemeinschaft oder eine kleine Wohnform, die Gemeinschaft bietet und Rückzugsorte lässt.

Selbstständigkeit heißt dabei nicht, alles allein zu schaffen. Sie heißt, eigene Entscheidungen treffen zu können und die Unterstützung zu bekommen, die dafür nötig ist. Gefragt ist eine zugewandte Assistenz von guter Qualität. Das gilt besonders für Menschen, die sich nicht sprachlich äußern können: Für sie braucht es Strukturen, in denen ihre Vorstellungen und Wünsche erkannt, ernst genommen und immer wieder überprüft werden.

Ein Auszug kann ein Aufbruch sein. Zu einem guten Schritt wird er aber nur, wenn Wohnraum, Assistenz, Beziehungen und Finanzierung zusammenpassen.

„Ich habe Angst, dass ich nicht gut behandelt und versorgt werde, dass man mich nicht sieht und ich nur abgestellt werde, dass man meine Wünsche und Bedürfnisse einfach ignoriert, dass ich nicht gut versorgt werde aus Personalmangel.“ (Mann, 18, lebt noch im Elternhaus)

Eltern: Zwischen Sorge und Sehnsucht nach eigenen Themen

Bei Eltern, deren Kind noch zu Hause lebt, dominieren Unsicherheit und die Sorge vor einer Verschlechterung der Versorgung. Besonders groß ist die Angst bei Eltern von Menschen, die nicht sprechen können, dass diese ihre Wünsche nicht eindeutig äußern oder sich nicht selbst an eine Beratungsstelle wenden können.

„Angst und Hilflosigkeit, wird man ihm gerecht werden können? Wird er leiden müssen, weil er nicht mehr die Betreuung

▲ Die Fotos in diesem Beitrag sind illustrierend. Unser Fotograf hat sie in einer Mitgliedsorganisation des bvkm in Köln aufgenommen. Wir bedanken uns bei den abgebildeten Personen dafür, dass sie uns ihr Vertrauen geschenkt und die Fotos ermöglicht haben.



bekommt, die ihm zusteht? Wie viel versteht er? Kann ich mit meinem schlechten Gewissen umgehen und leben lernen? Werden wir Glück haben?“ (Mutter, 36)

„Mein Kind ist nonverbal. Es wird mir nicht sagen können, wenn etwas nicht richtig läuft. Es ist allem komplett ausgeliefert.“ (Mutter, 56)

Gleichzeitig gibt es den Wunsch nach Veränderung, um eigenen Bedürfnissen wieder nachzugehen: Schlaf, Gesundheit, Interessen, Zeit für den Partner oder die Partnerin und ein Alltag, in dem nicht jede Entscheidung von Pflege und Betreuung bestimmt wird. Der Wunsch nach Veränderung ist deshalb kein Zeichen mangelnder Verbundenheit. Er zeigt, wie dauerhaft belastend die Verantwortung sein kann.

„Nicht ununterbrochen zuständig zu sein – das klingt verlockend. Aber wer macht es dann so gut wie ich?“ (Mutter, Kind lebt noch zu Hause)

„Wofür ich gern mehr Zeit hätte? Für mich selber, ohne ständig ein schlechtes Gewissen zu haben. Ich würde gern einfach mal ausgehen oder mich mit Freunden treffen, ohne ständig den Druck zu spüren, dass mein Sohn mich anruft und ich nach Hause muss. Schlimm ist es dann, wenn die Anwesenden kein Verständnis haben, gut gemeinte Ratschläge geben oder sagen: Bleib doch einfach, er muss auch lernen, allein zurechtzukommen. Kaum einer versteht wirklich, wie mein Sohn tickt. Ich verstehe es ja selber oft nicht.“ (Mutter, 49)

Die meisten Eltern haben den Schritt als Kraftakt erlebt, sind aber froh, ihn gegangen zu sein. Endlich wieder durchschlafen können, den Körper schonen, Zeit haben mit Freund:innen oder Partner:in, eine insgesamt entspanntere Beziehung zum erwachsenen Kind aufbauen, das Kind als selbstständiger und selbstbewusster erleben – die Erfahrungen sind weitestgehend positiv.

„Ich lerne gerade, dass ich mich um mich selbst kümmern kann. Ich kann nachts viel besser schlafen. Meine Rückenschmerzen sind nicht mehr so stark.“ (Mutter, 62)

„Unser Verhältnis ist inniger! Ich freue mich sehr auf die Zeit mit ihm, weil ich entspannt bin.“ (Mutter, 59)

Eigene Wege und trotzdem Nähe

Menschen mit Behinderung, die den Auszug aus dem Elternhaus vollzogen haben, berichten von mehr Ruhe, Privatsphäre und Selbstbewusstsein im neuen Zuhause. In einigen Familien nimmt die Zahl der Konflikte ab, die Beziehung wird entspannter oder sogar inniger. Der räumliche Abstand kann eigene Wege ermöglichen, ohne Nähe zu zerstören.

„Das ist der Lauf der Dinge. Alleine leben ist ein spannendes Abenteuer. Traut euch!“ (Frau, 30)

Für Eltern bedeutet der Auszug häufig beides: Entlastung und Verlust. Sie vermissen gemeinsame Routinen, den Humor und die unmittelbare Nähe ihres Kindes. Manche beschreiben die erste Zeit als Loslösung oder als „Empty-Nest-Syndrom“. Andere erleben vor allem Erleichterung, weil sie erstmals wieder eigene Termine, Reisen oder Interessen planen können.

„Entspannt, ohne die positive Beziehung zu beeinträchtigen, und unsere Freiheit ist neu.“ (Vater, 70)

Auszug: Ende der elterlichen Verantwortung?

Eltern leisten nicht nur Pflege, sie sind oft auch zugleich Übersetzer:innen, Krisenmanager:innen, Antragsteller:innen, gesetzliche Betreuer:innen, Terminorganisator:innen und Expert:innen für die individuellen Bedürfnisse ihres Kindes. Ein Auszug kann erst dann ein Gewinn von Freiheit sein, wenn diese Aufgaben verlässlich geteilt werden. Ein besonders deutlicher Trend zeigt sich bei den bereits ausgezogenen „Kindern“: Eltern bleiben oft zumindest zeitweise in der Rolle der Organisator:innen. Sie kümmern sich zum Beispiel um Anträge, Arztbesuche, Hilfsmittel, Therapien, Wäsche, Einkäufe, Urlaubsplanung und gesetzliche Betreuung. Fällt Personal aus oder kann eine Einrichtung etwas nicht leisten, landet die Aufgabe nicht selten wieder bei den Angehörigen.

„Die Betreuer in der WG sind für mein Kind da. Dabei läuft es mehr oder weniger gut, was sehr viel mit der betreuenden Person zusammenhängt. Da müssen wir öfter an Stellschrauben drehen, mal mehr oder weniger erfolgreich. Bei manchen Betreuern fühlt es sich gut an, man muss allerdings auch bereit sein, ein paar Abstriche zu machen, und bei manchen Betreuern kann man verzweifeln.“ (Mutter, 64)

Der Auszug aus dem Elternhaus ist also nicht automatisch eine komplette Übergabe der Verantwortung. Manchmal ist es eher ein Abwechseln oder Aufteilen von Verantwortung, wenn die tägliche Pflege an einem anderen Ort stattfindet, die Koordination anderer Themen aber bei der Familie bleibt. Zudem ist die Familie häufig das Backup bei fehlenden Kapazitäten in Einrichtungen.

Verlässlichkeit ist wichtiger als die Wohnform

Ob Wohngruppe, Wohngemeinschaft, eigene Wohnung oder ambulant unterstütztes Wohnen: Entscheidend ist die Qualität der Unterstützung. Eltern und Menschen mit Behinderung nennen immer wieder dieselben Voraussetzungen für das Gelingen:

- konstante und ausreichend viele Assistenz- und Pflegekräfte,
- eine individuelle, zugewandte Unterstützung,
- Menschen, die die Person kennen und ihre Signale verstehen,
- echte Beteiligung und ernst gemeinte Teilhabe,
- Rückzugsmöglichkeiten und Gemeinschaft,
- eine wohnortnahe Lösung,
- eine gute Zusammenarbeit mit den Eltern,
- Sicherheit auch dann, wenn Eltern krank werden oder nicht mehr da sind.

„Ich möchte eine kleine Wohngruppe, wo jeder für jeden da ist, ich Unterstützung bekomme, wir viel gemeinsam machen und unternehmen, ich aber auch meine Rückzugsmöglichkeiten habe.“ (Mann, 18)

Besonders eindrücklich sind die Antworten von Eltern, deren Kinder nicht oder nur eingeschränkt kommunizieren können. Sie fragen, ob andere Menschen die Bedürfnisse ihres Kindes ebenso aufmerksam wahrnehmen werden wie sie selbst. Vertrauen entsteht hier nicht durch Versprechen, sondern durch Zeit, Beobachtung, gute Einarbeitung und verlässliche Beziehungen.

Übergänge gestalten

Tipps für Familien

- Das (erwachsene) Kind von Beginn an in den Prozess einbeziehen und eigene Ängste von den Bedürfnissen des Kindes trennen.
- Selbsthilfegruppen und den Austausch mit anderen betroffenen Eltern aktiv suchen.
- Früh beginnen: Die Suche nach einer geeigneten Wohnform sollte spätestens mit der Volljährigkeit des Kindes beginnen. Über die Internetseite des bvkm finden Sie z. B. per Umkreissuche die Angebote seiner Ortsvereine. Auch andere Träger veröffentlichen ihre Angebote online. EUTB: Die Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung ist kostenlos, unabhängig und in ganz Deutschland vertreten. Auf teilhabeberatung.de findet man Beratungsstellen. Dort wird auch das persönliche Wohnen besprochen.
- Gleitende Übergänge anstreben: Probewohnen, schrittweise Eingewöhnung. Kennen Sie schon das Konzept „Betreutes Wohnen in Gastfamilien“ (BWF) als eine besondere Leistung der Eingliederungshilfe? Sie entspricht einer familienähnlichen Unterstützung, ähnlich wie sie in der Jugendhilfe unter dem Begriff „Pflegefamilie“ bekannt ist. Es ist vor allem ein Angebot für Menschen mit geistiger oder psychischer Behinderung, die regionale Verbreitung ist sehr unterschiedlich.
- Selbst Wohnraum schaffen am Beispiel einer WG als Leuchtturmprojekt in Osnabrück: Eltern von Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf standen vor der Frage, wie ihre Kinder künftig leben sollten.
- Rechtliche und finanzielle Absicherung frühzeitig regeln (Betreuung, Testament, Vollmachten). Der bvkm bietet kostenlose Ratgeber zu verschiedenen Themen im Internet: https://bvkm.de/recht-ratgeber/
- Notfall-Ordner mit wichtigen Kontakten, Wünschen, Vollmachten und Hinweisen zur Versorgung für den Fall, dass die Eltern plötzlich ausfallen.

Welches Wissen, welche Tipps möchten Sie weitergeben? Wir nehmen alles per Mail über bildung@bvkm.de entgegen und bereiten es für eine Online-Plattform auf.

„Ich wünsche mir für mein Kind eine Wohngemeinschaft, empathische und zugewandte Betreuung, gute Pflege, echte Teilhabe, Dazugehörigkeit, geliebt werden.“ (Mutter, 65)

Ein Weg, der oft Jahre dauert

Kaum eine der befragten Familien hat den Auszug von heute auf morgen entschieden. Manche haben elf Jahre nach dem passenden Wohnplatz gesucht, andere über Jahre eine eigene Wohngemeinschaft mit befreundeten Familien aufgebaut, wieder andere kamen erst durch eine gesundheitliche Krise der Eltern oder einen Krankenhausaufenthalt an den Punkt, an dem es nicht mehr anders ging. Fast immer steckt in dieser Phase sehr viel Organisation: Anträge bei Kostenträgern, Behördengänge, die Suche nach einer geeigneten Einrichtung oder das gemeinsame Planen und Einrichten einer eigenen Wohnung.

Über das Projekt

Der bvkm hat 2026 ein wichtiges Thema angepackt: Die BARMER förderte das Projekt „Aufbruch! – Was kommt nach den Eltern?“ als Jahresprojekt. Bausteine waren der Peer-to-Peer-Austausch, ein Online-Forum für alle (Menschen mit Behinderung, Eltern und Fachkräfte), eine Umfrage und die Erstellung einer Schwerpunkt-Ausgabe „Fritz & Frida“ sowie die Auswertung für DAS BAND. Ausgewertet wurden knapp 150 Antworten aus vier qualitativen Fragebögen:

- 14 Menschen mit Behinderung, die noch zu Hause leben
- 14 Menschen mit Behinderung, die bereits ausgezogen sind
- 83 Eltern, deren Kind mit Behinderung noch zu Hause lebt
- 36 Eltern, deren Kind mit Behinderung bereits ausgezogen ist

Die Bundesvertretung bleibt weiter am Thema dran. Ideen sind z. B.: regelmäßige Online-Austausch-Angebote, eine Plattform, auf der wichtiges Wissen/Tipps geteilt und verlinkt werden (Wohnformen, Vorsoge-Regelungen etc.). Aktuell erstellt die Bundesvertretung zwei Filme zum Thema, die zum Jahreswechsel veröffentlicht werden.

Um nichts zu verpassen, abonnieren Sie den Newsletter des bvkm.

BARMER

Lust, mitzuarbeiten?

Nachwuchs gesucht: Mitarbeit im bundesweiten bvkm-Selbstvertretungsgremium

Im Herbst nächsten Jahres (2027) wird unser Selbstvertretungsgremium für vier Jahre neu gewählt. Es ist also noch Zeit. Wir möchten aber schon jetzt auf die Suche nach Kandidat:innen gehen und bitten Sie dabei um Unterstützung. Besonders freuen wir uns über jüngere Mitglieder. Kennen Sie (junge) Erwachsene, die Lust hätten, sich bundesweit einzubringen? Dann geben Sie diese Information weiter. Vorerfahrung ist nicht nötig. Das kleine Team beschäftigt sich mit unterschiedlichen Themen, aktuell zum Beispiel der Frage „Was kommt nach den Eltern?“. Es wird einbezogen in die Planung von Veranstaltungen und Seminaren für Menschen mit Behinderung. Da nicht alle Mitglieder erneut kandidieren, möchten wir frühzeitig für frischen Wind sorgen. Hilfreich ist es, wenn die Person an eine Wohn- oder Freizeitgruppe oder Ähnliches angebunden ist und so die Anliegen von Menschen aus ihrer Stadt, ihrem Verein oder ihrer Gruppe vertreten kann. Das ist aber kein Muss. Reinschnuppern ist jederzeit möglich, online oder an einem Wochenende in Präsenz.

Bei Interesse oder Rückfragen wenden Sie sich an:
anne.willeke@bvkm.de

Mehr Informationen gibt es hier:

Die regionale Situation weist enorme Unterschiede auf: Manche Familien haben mehrere Möglichkeiten, andere finden keine passende Wohnform oder einfach keinen Platz in ihrer Wunsch-Einrichtung. Mehrfach wird von langen Suchzeiten berichtet. Umso wichtiger wird die Aufgabe, die Zukunftsplanung nicht erst dann zu beginnen, wenn die Eltern gesundheitlich abbauen oder eine Krise eintritt. Sie sollte frühzeitig in Angriff genommen werden – mit Besichtigungen, Probewohnen, Gesprächen über Assistenz und Pflege sowie einer Regelung für den Notfall.

„Unsere Tochter (Pflegegrad 5) lebt in einer Wohngemeinschaft im ambulanten Assistenzsystem, und diese Form des Wohnens ist wunderbar. Wir können uns einbringen, aber auch zurückziehen, wenn alles gut läuft, was es meistens tut.“ (Mutter, 61)

Bürokratie kostet Nerven

Anträge, Kostenträger, unterschiedliche Zuständigkeiten und unklare Finanzierung stellen große Hürden dar. Selbst nach dem Einzug ist die Bürokratie für manche Familien noch nicht abgeschlossen. Elterninitiativen können tragfähige Wohnformen schaffen, müssen dafür aber oft jahrelang planen, verhandeln und organisieren. Viele Eltern wünschen sich mehr unabhängige Beratung, weniger Bürokratie und bessere Vernetzung. Finanzielle Unterstützung wird als Voraussetzung genannt, damit ein Auszug nicht an Kosten oder fehlenden Leistungen scheitert.

„Die Bürokratie ist auch nach acht Monaten noch nicht bewältigt, die Behörden sind sehr unterschiedlich im Umgang. Beratungsstellen gibt es nicht für uns.“ (Vater, 70)

Früh anfangen, gemeinsam planen

Erfolgreiche Übergänge entstehen nicht über Nacht. Zurückblickend berichten Familien, die den Prozess des Auszugs bereits hinter sich haben: Hilfreich sind frühe Gespräche, Besichtigungen, Probewohnen, Peer-Beratung, der Kontakt zu Elterninitiativen, ein Notfallplan sowie eine klare Regelung für Betreuung, Finanzen und medizinische Versorgung.

„Sich gut vorher zu informieren, was auf einen zukommt, eine To-do-Liste erstellen und sich zuverlässige Helfer suchen.“ (Mensch mit Behinderung, ausgezogen)

Nicht selten dauert der Prozess lange an, und es gibt immer wieder Rückschritte.

„Dritter Anlauf beim Wohnen. Beim ersten Wohnen fiel die nächtliche Bereitschaft weg, und laut dem Träger gab es für uns nicht genügend Geld. Bei der zweiten Einrichtung war es zu wenig Personal und viel zu wenig Fachpersonal. Ich habe dann meine Tochter wieder zu uns nach Hause geholt. Diese zwei Jahre Pflege und Betreuung waren für uns Eltern extrem anstrengend. Seit kurzem wohnt sie mit Persönlichem Budget in einer ambulanten Wohnform. Es ist dort toll, und wir Eltern können endlich loslassen und uns um uns selbst kümmern.“ (Mutter, 62)



▲ Zeit für einander, für gemeinsame Treffen mit Angehörigen und einen gemütlichen Plausch am Nachmittag.

Wenn die Eltern alt werden

„Schlecht." „Nicht gut." „Pure Angst." So knapp antworten die meisten Eltern auf die Frage, wie es ihnen mit dem eigenen Älterwerden geht. Dahinter stehen Erschöpfung, Traurigkeit und die Sorge, das Kind eines Tages im Stich zu lassen. Manche schieben das Thema weg, andere haben schlicht keine Zeit dafür. Nur wenige nehmen es gelassen.

„Die Kräfte und Belastbarkeit lassen nach; es macht mich traurig und wütend, dass es in diesem Land keine bessere Unterstützung gibt, obwohl es möglich wäre; im Alltag habe ich keine Zeit, daran zu denken, weil ich Tag für Tag funktionieren muss." (Mutter, 63, Kind wohnt bei ihr)

Dass ihr Kind sie im Alter nicht versorgen oder pflegen kann, wissen die Eltern. Sie wünschen sich aber Besuche, Telefonate, Nähe, dass das Kind „einfach da ist". Viele haben ein Behindertentestament oder planen eines, bei anderen Regelungen bleibt oft vieles offen. Für sich selbst wünschen sie sich Gesundheit, Entlastung und Ruhe, für ihr Kind ein selbstbestimmtes Leben mit Menschen, die es liebevoll begleiten.

„Ich habe kein Problem mit dem Älterwerden. Ich habe ein Problem mit einer Gesellschaft, für die behinderte Menschen ein Problem sind bzw. ein Kostenfaktor." (Mutter, 57)

Geschwister und andere Bezugspersonen

Wenn Eltern älter werden oder sterben, werden Geschwister häufig als mögliche gesetzliche Betreuer:innen oder Bezugspersonen genannt. Diese Rolle kann aber nicht einfach vorausgesetzt werden.

„Was ist, wenn wir sterben? Das Geschwisterkind soll zwar Verantwortung fühlen, aber nicht dadurch erdrückt werden." (Vater, 47)

Geschwister brauchen Entscheidungsfreiheit, Information, Zeit und die Möglichkeit, eine eigene Beziehung aufzubauen. Daneben spielen Freund:innen, Großeltern, Nachbarschaft, andere Eltern, Assistenzkräfte und Beratungsstellen eine wichtige Rolle. Wo solche Netze fehlen, wächst die Unsicherheit auf beiden Seiten. Auch hier kann die Kontaktaufnahme zu einer (Eltern-)Selbsthilfeorganisation in der Region hilfreich sein, wo sich andere Menschen in ähnlichen Situationen befinden und Erfahrung weitergeben können.

Da sein für die Eltern

Wie wollen und können Menschen mit Behinderung für ihre „alten Eltern" da sein? Viele möchten es, auch mit starken körperlichen Einschränkungen. Die Ideen reichen von regelmäßigen Telefonaten und Videoanrufen über kleine Botengänge und gemeinsame Einkäufe bis hin zu Unterstützung mit digitalen Kenntnissen: Wer sich im Internet gut auskennt, kann Lebensmittel- oder Drogeriebestellungen übernehmen, wenn die Eltern nicht mehr selbst einkaufen können. Viele Eltern wünschen sich dabei gar keine Pflege, sondern Nähe. Eine Mutter hofft darauf, dass ihr Sohn sie besucht und „wir ein paar schöne Stunden zusammen verbringen". Das passt zu dem Wunsch der Menschen mit Behinderung, mit den Eltern Zeit zu verbringen, ggf. auch mit Unterstützung:

„Ab und zu besuchen mit dem Behindertenfahrdienst, sonst anrufen" (Frau, 59, ausgezogen).



Eigene und selbstständige Wege gehen. Neue Perspektiven entwickeln. Das gehört zum Erwachsenenleben ganz selbstverständlich dazu.

Wir wollen Eltern Mut machen!

Alla Faerovich



© Marko Georgi für bvkm

Das Thema „Aufbruch! – Was kommt nach den Eltern?“ ist uns wichtig, weil wir Eltern mehr Mut machen wollen. Sie sollen weniger Angst davor haben, ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung von zu Hause loszulassen.

Die Idee der Bundesvertretung (BV) für dieses Thema ist entstanden, weil einige von uns selbst einen schweren Auszug von zu Hause erlebt haben. Wir haben gedacht, dass das ein interessantes Thema sein kann. Es könnte anderen Eltern und ihren erwachsenen Kindern helfen, sich seelisch und moralisch darauf vorzubereiten, wenn der Zeitpunkt gekommen ist.

Ich selbst habe damals zehn Jahre gebraucht, um meine Mutter davon zu überzeugen, dass ich ausziehen muss. Sie hatte leider wenig Vertrauen, dass ich allein leben kann.

Den Eltern im bvkm möchte ich sagen: Lassen Sie Ihre erwachsenen Kinder von zu Hause los, und haben Sie mehr Vertrauen darauf, dass sie Unterstützung von Assistenzdiensten oder Wohngemeinschaften bekommen, um ihren eigenen Weg gehen zu können. Den Menschen mit Behinderung im bvkm möchte ich sagen: Habt mehr Mut, ein selbstständiges Leben zu führen.

Die Bundesvertretung wünscht sich, dass das Projekt so viele Menschen wie möglich erreicht. Wir möchten sie bei ihrer Entscheidung unterstützen, damit jeder Mensch, der allein und selbstständig wohnen möchte, das auch kann.

Alla Faerovich lebt in Berlin. Sie organisiert ihr Leben selbstständig mit Assistenz und wohnt in ihrer eigenen Wohnung. Sie ist Mitglied der Bundesvertretung der Clubs und Gruppen.

„Ich könnte sie mit Begleitung besuchen gehen“ (Jugendlicher, 15).

„Selbst kann ich nicht viel Unterstützung leisten. Ich könnte durch mein Dasein Wertschätzung und Aufmerksamkeit bieten“ (Mädchen, 14).

Fazit

Unser Jahresprojekt öffnet den Blick auf das Anliegen, Übergänge gemeinsam zu meistern: Menschen mit Behinderung wollen ihr eigenes Leben gestalten. Eltern wollen ihre Kinder nicht „abgeben“, sondern sicher wissen. Fachkräfte sollen nicht die Familie ersetzen, sondern Verantwortung verlässlich mittragen. Ein guter Aufbruch beginnt deshalb frühzeitig. Er braucht Zeit, Wahlmöglichkeiten, barrierefreien und bezahlbaren Wohnraum, ausreichend Personal, individuelle Assistenz, unabhängige Beratung und eine Haltung, die Menschen mit Behinderung (und die Eltern) in ihren Wünschen ernst nimmt und mitgestalten lässt.

Der Auszug aus dem Elternhaus bedeutet nicht das Ende der Familie. Besuche, Telefonate, gemeinsame Ausflüge, Urlaube und feste Rituale helfen, die Beziehung neu zu gestalten. Die Initiative kann dabei von beiden Seiten ausgehen.

„Geholfen hat, dass ich ihn alle 14 Tage über das Wochenende zu mir hole. Er ist dann wieder in seinem alten Umfeld und sieht jetzt beide Orte als seine zwei Zuhause an.“ (Pflegemutter, 63)

Anne Willeke arbeitet als Bildungsreferentin im bvkm. Daneben koordiniert sie das bundesweite bvkm-Selbstvertretungsgremium und ist zuständig für das Thema Unterstützte Kommunikation.

BARMER